

Im Combray der späten DDR

Jochen Schmidts Roman „Phlox“ ist ein stilistisch herausragendes Kaleidoskop einer ostdeutschen Kindheit und gesamtdeutschen Gegenwart

Schon die Namen in Jochen Schmidts neuem Roman bergen das innere Rätsel der Handlung, in die sie vom Autor auf fast fünfhundert Seiten behutsam eingebettet wurden. „Phlox“ ist der Titel des Romans, wobei es sich um eine ebenso wohlriechende wie wohlklingende Pflanze auf der Familie der Sperrkrautgewächse handelt. Man findet sie in „Schmogrow“, einem fiktiven Ort im Oderbruch. Hier verbringen die Familie des Erzählers zu Ostzeiten und derselbe Erzähler als junger Familienvater zu Westzeiten endlos dahinschleudernde Sommertage. Gastgeber und Phloxpfleger im Sinne Karl Foersters („Ein Leben ohne Phlox ist ein Irrtum“) ist das Ehepaar „Tatziet“, das Jahr für Jahr Feriengäste von diesseits und jenseits der Mauer wiederum in den Mauern eines Gutshauses willkommen heißt. Diese Worttrias aus „Schmogrow“, „Tatziet“ und „Phlox“ erzeugt, auch ohne die Handlung zu kennen, einen sattem Akkord – harmonisch genug, um dem Ohr zu schmeicheln, ausreichend dissonant, um sich interessant zu machen. „Schmogrow“ ist der Schmelz. „Tatziet“ ist die ausgefahrene Kralle. Der „Phlox“ schließlich vereint beides, das Weiße und das Widerspenstige.

Und wo wir schon bei den lyrischen Qualitäten des Titels sind. „Juchhe! Juchhe! Juchhe! Heisa! He!“ schrie einst Johann Wolfgang von Goethe. Und mit diesem Weckruf aus berufenem Dichtermund nimmt die Schmogrower Saga ihren Lauf: „Das Zentrum des Gartens bildete der ‚Kompositorium‘ genannte Komposthaufen, zu dem alle Wege führten, man ging gern dorthin, es war immer ein Spaziergang ins Herz der Natur, hier landete alles, was selbst die Hühner verschmähten (einschließlich einer Boccia-Kugel und einer verrosteten Handgranate, die einmal beim Sieben des Komposts gefunden worden waren). Unter dem geheimnisvollen Beistand von allerhand Kleinlebewesen wurde hier aus Küchen- und Gartenabfällen wertvolle Nahrung für die verschiedenen Kulturen. Auf den drei Feldern wurden in Fruchtfolge Kartoffeln, Mais, Sonnenblumen, Bohnen oder ‚Wrunken‘ genannte Rüben angebaut. Manche Gäste schätzten besonders den Spargel, sie spekulierten bei Überraschungsbesuchen, die sie wie zufällig in der Spargelzeit herführten, darauf, zum Mittagessen etwas von diesem etwas anrühigen Gemüse vorgesetzt zu bekommen. (Frau Tatziet sagte: ‚Zum Spargelstechen braucht man junge Augen‘ und schickte uns Kinder morgens mit Spankörben zu den aufgehäufelten Reihen, Ausschau nach den violetten Spitzen zu halten, die die Krume keck durchstießen und mit einem langen, scharf geschliffenen Buttermesser tief, aber nicht zu tief den Spargel zu schneiden. Später im Jahr würde hier ein Wald zartgrüner Spargelbäumchen mit giftigen Früchten wachsen.)“

Ein ausführliches Zitat an dieser Stelle, denn das Verfahren dieses von der Kritik gerne als Nostalgiker verhandelten Autors ist der mündigende Gedankenstrom à la Proust. Schmogrow, das ist das Combray der späten DDR. Ein Ort, der mit der Kindheit des Erzählers sowie seines Autors verknüpft ist und in ihre ganz eigenen Elysien führt.

Doch wie auch bei Proust, dem Jochen Schmidt vor mehr als zehn Jahren ein hervorragendes Lesetagebuch gewidmet hat, ist das Herumschweifen in den Echoräumen der Kindheit mehr als bloße Reminiscenz. Im Akt des Erinnerens begegnen sich verschiedene Ebenen des Daseins wie



Gesetzt den Fall, du kriegst ein Schaf geschenkt.
Line Hoven illustriert
Jochen Schmidts Oderbruch-Roman.
Foto Line Hoven

im Traum. Einerseits gibt es den Rhythmus der Natur (Fruchtfolge!), andererseits die individuelle Lebensweise der Tatziet (Spargelstechen mit jungen Gästen!). Einerseits wird aus dem Alten die Zukunft gewonnen (Kompost!), andererseits ist ihm eine Vergangenheit geborgen, die nicht vergehen will (Boccia-Kugel und Handgranate!).

Mit „Phlox“ hat Jochen Schmidt seinen bisher besten Roman geschrieben, weil dieser zwar das Schmidtsche Prinzip der anteilnehmenden Beobachtung fortsetzt, aber durch den Verzicht auf eine Handlung das Prinzip selbst zur Handlung macht. So

liest man „Phlox“ als vielschichtige Erzählung über ein Dorf und seine Bewohner, über einen Landstrich und dessen Geschichte, auch über einen Vater im Alter des Autors, der zurückkehrt ins zeitlose Glück seiner Kindheit und dort lernen muss loszulassen.

Ohne Handlung heißt aber keineswegs handlungsarm. Denn der Erzähler chauffiert uns per Assoziationstaxi in eine Vergangenheit mit vielen Zimmern. Hausherr in Schmogrow ist der Lehrer Tatziet, ein gebildeter Generaldilettant, der sich aufs Tüfteln versteht. Die Ferienkinder, die er für seine Konstruktionsvorhaben regelmä-

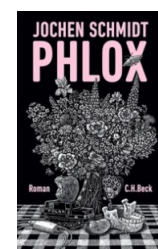
ßig einspannt, müssen nicht erst von der „Poesie des Provisorischen“ überzeugt werden. „Herr Tatziet“, heißt es einmal, „zog tiefen Trost aus seinen technischen Tagträumereien. Als er in der letzten Kriegswoche in der Nähe von Mariahilf angeschossen zwei Tage in einem Schützengraben gesteckt hatte, bis ihm eine jüdische Militärärztin der Roten Armee namens ‚Katzenellenbogen‘ das Leben rettete, indem sie seinen linken Arm amputierte, plante er Monate später im ersten Brief aus dem Lazarett an seine Frau (in dem er sich vergnügt als ‚Venus von Milo‘ bezeichnete) die Konstruktion eines mit Electricität und Preßluft‘ ausgestatteten künstlichen Arms, der mit den Füßen zu steuern wäre, und motorisierte Gartengeräte, die er einhändig würde bedienen können (‚Nahm die Kugel dir ein Bein / greife rüstig nach der Krücke!‘)“

Kein Idyll ohne benachbarten locus terribilis. Nicht nur die Seidenrampen, die im Selbstversorger-Garten-Eden schon zu Kriegszeiten gezüchtet wurden, erinnern an die Wehrmachtsoldaten – in dem Fall an ihre Fallschirmseide. Immer mehr nimmt Schmidts Erzähler, der aus früheren Romanen schon bekannte Richard Sparka, auch das Dorfensemble in den Blick. Die Oder, der Grenzfluss als Kriegslinie, ist im Roman Planschbecken und Gefahrenstelle in sich überlagernden Erinnerungsbildern. Herr Tatziet versetzt das kleinste Stückchen aus dem Uferschlick ragenden Drahts in Angst und Schrecken, war doch in der Nachkriegszeit noch eine Granate explodiert, die von einem Mädchen nur „die Kopfhaut mit roten Haaren“ übrig gelassen hatte. „Der Krieg war weit genug entfernt, um mich selbst nicht zu bedrohen“, rätioniert der Erzähler einmal. Dennoch sei er so präsent gewesen, „dass er auch auf mein Leben eine Art schmückenden Schicksalsschatten warf“.

Doch nicht nur die entfernte Vergangenheit rückt der jüngeren Vergangenheit auf den Leib – was haben die Schmogrower eigentlich im Krieg gemacht? Auch die allerjüngste Vergangenheit drängt sich ins Bild, und zwar in Gestalt lieblicher Fertighäuser, deren Balkonbrüstungen „wie die Wände von Bushaltestellen“ aus Glas sind. „Repräsentative Bedürfnisse werden von viel zu großen überflüssigen Freitreppen erfüllt, mit ungeschickt dimensionierten Säulen, die ein präziges Vordach tragen. Die alten, aus Leichtmetall geschweißten und buntlackierten Zäune, die oft ein Sonnenmotiv hatten und sicher aus Resten bestanden, die der Besitzer auf seiner Arbeitsstelle abgestaubt hatte, nehmen sich daneben filigran und verspielt aus.“ Nichts ist mehr so, wie es war, in Schmogrow. Und vielleicht war alles wie das seltsam meditative Recycling-Paradies der nun abdankenden Tatziet sowieso nur Zwischennutzung. Zwischennutzung im Hinterland der Weltgeschichte.

Sparka notorische Bedrücktheit, sagt dessen Lebenspartnerin, ermüde sie. Den Kinderbuchtitel „Wer macht Regen und Sonnenschein“ liest er selbstverständlich als „Wehrmacht Regen und Sonnenschein“. In „Phlox“, dieser stilistisch herausragenden „Recherche“ im Oderbruch, ist beides auf jeder Seite enthalten.

KATHARINA TEUTSCH



Jochen Schmidt:
„Phlox“. Roman.
Verlag C.H. Beck,
München 2022.
479 S., Abb., geb., 25,- €.

Alles, was sich bewegt, braucht Herzlichkeit

Lauter lettische Literatur: Ein Schelmenroman im Metalhead-Milieu von Jānis Jonevs und eine Vielgenerationenlegende von Zigmunds Skujiņš

Menschen, Landschaften und Geschichten Lettlands, genauer: der alten Deutschordensprovinzen Livland und Kurland, könnten einer deutschen Leserschaft vertraut sein durch Eduard von Keyserling, Werner Bergengruen oder Siegfried von Vegesack, wenn deren Präsenz selbst nicht gegenwärtig langsam verblasste. Doch abseits der deutschbaltischen Literatur, die lange das Bild dieser Region dominiert hat, gab und gibt es auch eine eigene lettische Überlieferung, nicht erst seit 1918 beziehungsweise 1991, da Lettland – zwischenzeitlich sowjetisch okkupiert – als politisch unabhängiges Staatsgebilde existiert. Dass in letzter Zeit gleich mehrere Verlage lettische Bücher ins Deutsche übersetzen ließen, zeugt von sympathischem Mut und aufrichtigem Interesse am Baltikum.

Schon 2020 hatte der Berliner Guggolz Verlag mit „Straumēni“ von Edvarts Virza (1883 bis 1940) eine lettische Gegenerzählung zu den deutschbaltischen Schilderungen ländlichen Lebens vor dem Ersten Weltkrieg, etwa in Vegesacks „Baltischer Tragödie“, veröffentlicht. Dieses Prosapoem feiert ein naturnahes Wirtschaften auf einem Gehöft im Wandel der Jahreszeiten: eine Welt, die nach Kalmus und Kiefernholz duftet, in der man mit Tieren lebt, den Roggen auf der Tenne drischt und Zigeuner sich in Lehm einen Igel braten. Die Sprache Virzas, übersetzt von Berthold Forssman, hat den malerischen Glanz und die Intensität, wie sie der Däne Jens Peter Jacobsen besaß, nur dass Virzas sinnlicher Vitalismus kein Trotz aus Atheismus heraus (wie bei Jacobsen) ist, sondern eine eigene Form von Spiritualität. Für Virza ist der Dichter, wie er am Anfang schreibt, „beständig im Zwiegespräch mit dem Herrn“ und auch mit den Ahnen, denn er „kann die Sprache der Entschlafenen zum Erwecken bringen“.

Man kann sich keinen größeren Kontrast dazu vorstellen als den Jugendroman „Jelgava 94“ von Jānis Jonevs, der 2013 entstand und jetzt bei der Kölner Paradenpresse in der rührend tapstigen, ebenso pointierten wie herzerwärmenden Übersetzung von Bettina Bergmann auf Deutsch herausgekommen ist. Er erzählt vom Leben in der lettischen Provinz drei Jahre nach der wiedererlangten Unabhängigkeit von der Sowjetunion aus der Sicht eines halbwüchsigen Schülers, der zur Zeit des Freiheitskampfes seiner Eltern noch zu klein gewesen war, um die große Wirklichkeit zu begreifen, und jetzt mit Bandenkriminalität, Drogenhandel und Metal-Szene einer Welt ausgesetzt ist, die auch seine Eltern überfordert. Auf das „auch“ kommt es an, denn der Ich-Erzähler selbst stolpert ziemlich unbeholfen durchs Leben und sieht sich – aus dem schreiberischen Abstand von fast zwanzig Jahren – mit gutmütiger Selbstironie dabei zu. Es fallen großartige Sätze wie: „Ich mochte je alte Musik jeder Art ausgesprochen gern. Zum Beispiel die Beatles.“ Und die Einführung des neuen Fachs Sexualekunde in einer sowjetisch geprägten, völlig unterlebensverklemmten Schule ist von tränenreißender Komik. Man könnte „Jelgava 94“ einen Schelmenroman nennen, nur ist nicht der schüchterne, dünnhäutige Held in seiner Hilflosigkeit der Schelm, sondern der Autor, der aus diesem Helden erwuchs.

Die neueste und aufwendigste Veröffentlichung lettischer Literatur in deutscher Sprache kommt aus dem Mareverlag: „Das Bett mit dem goldenen Bein“, bereits 1984 in Sowjetlettland von Zigmunds Skujiņš (1926 bis 2022) herausgebracht, nun mit souveränem Humor und Lust an ländlicher Drastik ins Deutsche übersetzt von Nicole Nau, die auch hilfreiche Anmerkungen im Anhang beisteuert, die von Judith Leisters informativem Nachwort ergänzt werden.

Dort hatte sich schon der Baron Münchhausen herumgetrieben

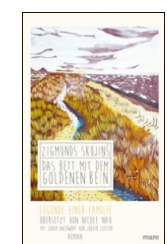
„Das Bett mit dem goldenen Bein“ ist, wie der Untertitel sagt, die „Legende einer Familie“, und zwar der fiktiven Familie Vējagals aus dem livländischen Küstenstädtchen Zunte in der Grenzregion zwischen dem heutigen Lettland und Estland. Dieses Städtchen ist zwar ebenso fiktiv wie die Familie Vējagals, erinnert aber – wie Judith Leister gewitzt anmerkt – an den livländischen Ort Dunte, wo der echte Baron von Münchhausen anno 1744 Jacobine von Dunte geheiratet und mit ihr daselbst bis 1750 zu leben geruht hatte. Der Anklang daran mag ein Wink von Skujiņš sein, dass sich in seiner „Legende einer Familie“ vom siebzehnten bis ins zwanzigste Jahrhundert Fakten und Fiktionen munter mischen wie in einer Münchhausenade.

Schon der kunstvolle erste Satz des Romans ist in Syntax und Inhalt eine Reflexion des wesentlichen Vorgangs im Buch. Er veranschaulicht das lang-

same Durchsickern vergessener oder gar politisch verdrängter Überlieferung: „Damals, als wir, die wir dem Stamm der Vējagali fester oder loser verwandtschaftlich verbandelt sind, von der Nachricht überrascht wurden, das Noass' Gold tatsächlich aufge-taucht war, sickerten nun viele Legenden, die Vējagali Großmütter, manchmal auch die Großväter, von Generation zu Generation weitergegeben hatten, durch Schichten von Gleichgültigkeit.“ Der erwähnte Noass war ein Seefahrer aus Zunte, der im späten neunzehnten Jahrhun-



Jānis Jonevs:
„Jelgava 94“. Roman.
Aus dem Lettischen
von Bettina Bergmann.
Parasitenpresse,
Köln 2022.
330 S., br., 18,- €.



Zigmunds Skujiņš:
„Das Bett mit dem
goldenen Bein“. Roman.
Aus dem Lettischen
von Nicole Nau.
Mareverlag,
Hamburg 2022.
608 S., geb. im Schuber,
48,- €.

dert auf den Meeren der Welt – „Yokohama, Alabama!“, lautete sein Lieblingsfluch – reich geworden, aber bei seinem Tod einsam im prächtigen Stadthaus zurückgelassen war. Es hieß, er hätte sein ganzes Gold in einem Bein seines Bettes versteckt, mit dem er begraben worden sei. Doch viele Grabungen, beharrlich angestrengt von seiner Tochter Leontine, führten zu keinem Fund.

Das reicht von Dreißigjährigen Krieg bis in die Sowjetunion

So immens die Besessenheit einzelner Familienmitglieder auch sein mag, den Schatz des Noass zu finden, so unwesentlich ist dessen Rolle in der Familienchronik, die am Beispiel lauter Einzelschicksale von Bauern, Seefahrern, Ärzten und Bildhauern ein Panorama lettischer Geschichte von der schwedischen Besatzung nach dem Dreißigjährigen Krieg über das russische Zarenreich, die erste Unabhängigkeit nach 1918, die wechselnde Besatzung durch Stalin und Hitler bis in die letzten Jahre Sowjetzeit entwirft. Das Ende der Leibeienschaft wird ebenso berührt wie die Zerteilung der Ostseeprovinz Livland durch die neuen Nationalstaaten Estland und Lettland samt einer tragischen Liebesbeziehung zwischen dem estnischen Kapitän Vello und der Lettin Leontine.

Im Zweiten Weltkrieg stehen sich Cousin und Cousine, die Pistolenläufe aufeinander gerichtet, als Kriegsgegner gegenüber: er aufseiten der Waffen-SS, sie als Partisanin der Roten Armee. Beide brechen in Tränen aus und können nicht aufeinander schießen. Letten wie Esten berichten allesamt von solch doppelten Loyalitäten, die ihre Familien zerrissen. Gleichzeitig beginnt Vilma, die als erste Frau die Leitung der Stadtbibliothek übernimmt, eine Liebesbeziehung mit dem schüchternen Wehrmachtssoldaten Willi, die sie über Jahre geheimhalten, bis beide darin unglücklich verblühen.

Doch der Ton des Romans, der angesichts seiner Entstehungszeit kurz vor Perestroika und Glasnost erstaunlich mutig die Lebenswirklichkeit in Lettland beschreibt, ist nicht auf Wehmut gestimmt. Er ist auch kein Verfallsroman wie Herman Bangs „Hoffnungslose Geschlechter“ oder Thomas Manns „Buddenbrooks“, sondern eher ein Fest wildwüchsigen Aufblühens: Prokreation statt Dekadenz. Erbe bewahrt sich bei den Vējagals dadurch, dass nicht auf Traditionsnachfolge gedrungen wird, sondern man dem Leben seinen Lauf lässt.

Jedes neugeborene Kind bringt mit seinen Begabungen etwas Unvorhergesehenes in diese Familie und damit eine Zukunftsoffenheit, die das Überleben sichert. Die Akzeptanz alles dessen sorgt für tiefe Heiterkeit. Der kleine Paulis etwa spricht schon als Kind mit Bäumen, Tieren und Eimern, sitzt nachts auf dem Dach und zählt Sterne, singt, spielt Geige und wählt sich als Lebensmotto: „Alles, was sich bewegt, braucht Herzlichkeit“. Sein Vater Augusts nimmt sogar das neugeborene Kind einer sterbenden Flüchtlingsfrau „mit einem philosophischen Wohlwollen“ auf und mit dem Satz: „Sie hat etwas von den Vējagali. Kommt zu Unzeiten auf die Welt und bleibt am Leben.“ Jenseits völkischer, nationaler oder restaurativer Ideologien ist Zigmunds Skujiņš hier ein humorvolles und sympathisches Vielgenerationenporträt der Letten in ganz goldiger Größe gegliedert. JAN BRACHMANN

Habe ich einen Menschen eingestellt oder einen Roboter?

Milena Michiko Flašar zeigt in „Oben Erde, unten Himmel“: Ein gutes Leben ist gemeinschaftlich und es ist jetzt

Suzu hat Beziehungen nie mit Brauchen in Verbindung gebracht. Als Herr Sakai, ihr Chef, enteigert fragt, warum sie mit ihren Kollegen nicht für den Fall der Fälle Telefonnummern ausgetauscht hat, stellt sie fest: „Diese Assoziation war mir neu.“ Die 25 Jahre alte Japanerin gibt sich größte Mühe, sozialen Kontakten aus dem Weg zu gehen. Um Hanami – ein gemeinsames Picknick unter blühenden Kirschbäumen – mit den Kollegen zu vermeiden, erwägt sie ernsthaft einen Jobwechsel.

Ihre Arbeit hat sie nach dem abgebrochenen Studium schon öfter gewechselt. Zuletzt hatte sie in einem „FamiResu“, einem besseren Fast-Food-Restaurant gearbeitet, wurde aber gefeuert, weil sie ihrem Chef nicht „liebrend“ genug war. Nachdem ihr längerfristiges, aber lockeres Date Kōtarō067 – sie bleibt das ganze Buch über beim Anzeigenamen der Dating-App – ihr ohne Erklärung einfach nicht mehr geantwortet hatte, war sie in der Tat etwas zerstreut gewesen. Mit dem Wischpomp könne sie aber wunderbar umgehen, meint der Chef. Und bei der Jobsuche könne sie sich ja auf ihre Stärken konzentrieren.

Tatsächlich findet sie eine neue Anstellung als Reinigungskraft. Die bringt die gemütlche Einsamkeit, in der Suzu sich eingerichtet hatte, zum Wanken. Denn die Firma ist auf sogenannte Kodokushi spezialisiert, Todesfälle, die erst spät entdeckt

werden, weil niemand die Toten vermisst, niemand nach ihnen gesucht hat. Alle Wohnungen, die Suzu mit ihren Kollegen ausräumt und putzt, wurden von Menschen bewohnt, die ähnlich allein waren wie sie. Und deren Leben in den Gegenständen, die sie zurücklassen, erdrückend einsam wirkt.

Milena Michiko Flašar:
„Oben Erde, unten
Himmel“. Roman.
Verlag Klaus Wagenbach,
Berlin 2023.
290 S., geb., 26,- €.



In ihrem dritten Roman „Oben Erde, unten Himmel“ beschreibt Milena Michiko Flašar Lebensthemen in alltäglichen Bildern. Die einsam Gestorbenen werden für Suzu wie für die Leserschaft zum Memento mori. Die ständige Präsenz des Todes führen zur Frage, wie eigentlich ein erfülltes Leben aussehen könnte. Das führt zur Frage, wo der eigene Platz in der Welt ist und wie man ihn ausgestaltet, woraus sich wiederum die Frage ergibt, wie ein gutes Miteinander aussehen kann.

Suzu Existenz besteht „aus dem Verstreichen von Zeit“. Sie lernt widerwillig,

dass sie Initiative ergreifen muss. Dass sie Beziehungen zu anderen Menschen, die auf gegenseitigem Respekt, aber auch einem Zulassen von Verletzlichkeit beruhen, eben doch braucht.

Auf diesem Weg wird sie von liebevoll ausgestalteten Charakteren begleitet. Allen voran triert der kettenrauchende Herr Sakai sie, sich auch privat aus Mitmenschlichkeit um ihre Kollegen zu kümmern: „Ich habe, wenn ich mich nicht irre, einen Menschen eingestellt, keinen Roboter.“ Mrs. Langfinger, deren richtigen Namen der Leser nie erfährt, lernt Suzu im öffentlichen Bad kennen. Die Seniorin stiehlt regelmäßig Bonbons, um in den Genuss von Tagesstruktur und Gemeinschaft im Gefängnis zu kommen. Damit will sie ihren Lebensabend quasi selbst bestreiten, fällt ihrer Tochter aber ironischerweise mehr zur Last, als wenn sie einfach bei ihr einziehen würde. Master Shen, ein chinesischer Imbissbudenbetreiber, bei dem die Putzkolonne abends regelmäßig einkehrt, hat eine so große Familie, dass er es sich zu Todesfällen nicht leisten kann, jedes Mal in die Heimat zu reisen. Suppe sei „außerdem genauso dick wie Blut“, sagt er und bleibt bei seinen Kunden.

Takada, der sein Gesicht gerne hinter einem langen Vorhang von Haaren versteckt, schreibt in einem Notizbuch Wörter mit, die ihm in Unterhaltungen wichtig